Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 13 (1945-1946)

Artikel: Mensch und Erde
Autor: Landmann, Edith
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759199

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

MENSCH UND ERDE

VON EDITH LANDMANN

Stefan George hat seiner Sicht von dem Verhältnis des Menschen zur Erde an vielen Stellen seines Werkes Ausdruck gegeben; er hat das Problem in den verschiedenen Aspekten, die es bietet — religiösen, ethischen, politischen und sozialen —, immer wieder beleuchtet. Wir geben hier nur die Interpretation zweier Hauptstellen.

Guglielmo Ferrero, der Historiker des alten Rom, reflektiert in seinem der Kritik unserer Zeit gewidmeten Buche[1] über eine merkwürdige Tatsache: die Phänomene der Amoralität, welche die alten Römer, welche ein Horaz, Sallust, Plinius, Tacitus mit tiefer Sorge betrachtet, und die sie als Korruption gebrandmarkt hatten: die in allen Ständen sich verbreitende Genußsucht, Habsucht, Geltungssucht (luxuria, avaritia, ambitio) werden bei uns, im Zeitalter des Fortschritts, als selbstverständlich hingenommen, ja bewußt großgezogen, willkommen geheißen und gefördert. Reichtum ist heute nicht mehr wie früher dazu da, um wirkliche Bedürfnisse zu befriedigen und ein schönes Leben zu ermöglichen, sondern man muß ihn verbrauchen, um ihn immer neu hervorbringen zu können. Eine gewaltig sich drehende Schraube zieht immer größere Mengen von Individuen zu immer größerer Produktion und Konsumtion in ihre Umdrehungen hinein. Seine Macht über die Erde, deren der Mensch seit der Neuzeit sich bewußt wurde, die Entdeckung, daß die Erde viel reicher und größer ist, als er geglaubt, daß er, über die Säulen des Herkules hinaus, plus ultra, mit Windeseile sich auf ihr verbreiten und Instrumente schaffen könnte, um sich ihrer Reichtümer zu bemächtigen, versetzte ihn in einen Rausch, in dem die Scheu, welche die Menschen aller früheren Zeiten vor der Natur empfunden hatten, in dem auch jedes Gefühl für die Aufgabe und für die Grenzen der Menschheit unterging. Jede Zeit aber hat ein oberstes Tun, auf das sie all ihre Anstrengungen richtet. Man kann nicht alles zugleich tun. Die Zivilisation der Maschine und des Fortschrittes zerbrach alle religiösen, moralischen, ästhetischen, politischen und sozialen Bindungen und Wertsetzungen, welche die Energie der früheren Menschen gefesselt hatten. Indem sie

[1] Le Génie latin et le Monde moderne, Paris 1917.

auf nur immer größere Quantität ausgeht, ist sie durch eine säkulare Kluft von allen früheren Kulturen getrennt, denen es auf Qualität von Menschen und Dingen ankam, welche es vorzogen, lieber Kunst, Religion, Moral oder Recht hervorzubringen als Reichtum. Indem der Mensch die Erde, die Meere und die Luft eroberte, gab er dafür in Kauf seine Ideale von künstlerischer, moralischer und religiöser Vollendung.

Von ganz verwandten Gedankengängen geht die prophetische Kritik der Zeit aus, die wir bei George finden, die bei ihm schon mit dem Siebenten Ring 1907 einsetzt, in den von seinem Geist getragenen Jahrbüchern für die geistige Bewegung 1910—1912 fortgeführt wird und in seiner Dichtung bis in sein letztes Werk hinein, bis zum Neuen Reich (1928), immer tiefere Begründung findet.

Auch George geht von dem aller äußeren Entwicklung zugrunde liegenden moralischen Phänomen aus: daß die Herzen gemein wurden, daß nur Niedre noch herrschen, daß die Edlen starben, daß statt des Strebens nach Sittigung und Vergeistigung des Menschen, wie alle früheren Zeiten es erkennen lassen, Erwerb, Neid und Nutzen zum Götzen der heutigen «prosperierenden» Welt geworden sind. So sagt ein Spruch des Siebenten Ringes, «Stadtplatz»:

Ihr hoch und nieder rennt dem götzen nach
Der flitter hohle flache und gemeine
Aus eurem pfunde münzt. Mein volk ich weine
Wenn sich das sühnt mit armut not und schmach.

Dem Dichter erschien aber diese menschliche Entartung nicht nur als ein moralisches Phänomen, das allein den Menschen angeht, er empfindet sie auch als einen Frevel, der der Erde angetan wurde. George ist von jener Frömmigkeit erfüllt, die in der antiken Welt unabhängig von aller Entwicklung der religiösen Vorstellungen, von den allerersten Anfängen der griechischen bis zu den letzten Ausläufern der römischen Welt in gleicher Weise sich erhielt, von dem Gefühl für Gäa, die große Nährerin, die, wie der homerische Hymnus sie besingt, alle lebenden Wesen hervorgebracht und sie trägt und erhält und wieder zu sich nimmt, aus der die Kinder der Menschen kommen wie die Früchte des Feldes, die Allmutter, die höchste der Gottheiten, die Unvergängliche, Unermüdliche. Sie ist als Kurotrophos der Jugend heilig, die ihr Opfer bringt; aus ihr kommt auch Wohlgeratenheit, Heiterkeit und Gesetzlichkeit alles Seienden und so auch des Staatlichen. Vor der großen Darstellung von der Blüte der Stadt, welche die Athener alle vier Jahre in den Panathenäen begingen, wurde der Gäa ein Opfer gebracht.

Solcher Ehrfurcht für die Allmutter entsprechend, sah das gesamte Altertum in ihr und in allen ihren Geschöpfen einen Gegenstand scheuer Verehrung. Die ganze ihn umgebende Welt, in die er hineingestellt war, ist dem antiken Menschen ein Heiliges, das er nur mit Vorbehalt antasten darf. Keine Schlachtung eines Tiers ohne die Riten, welche der Versöhnung der Gottheit dienen sollten, der das Tier gehörte. Von jeder Herde war das in jedem Jahre erstgeborene Tier dem Gott geweiht. Viele Bäume waren heilig und durften nicht gefällt werden. Als Erysichthon einen der Demeter heiligen Baum fällte, bestrafte ihn die Göttin mit unstillbarem Hunger, «unersättlicher Gierde». Sogar die Aufwühlung der Erde durch den Pflug wurde in der Frühzeit noch wie ein Frevel empfunden; immer gingen aus ganz Hellas Erstlingsopfer von der Ernte als Dank an die Göttin der Erde nach Eleusis.

Von ähnlich frommem Dank für die Erde erfüllt, sieht George die schrankenlose Ausnützung und Ausbeutung ihrer Schätze, wie die moderne Welt sie pflegt, mit Grauen, und er hat dieser Empfindung in einem Zwiegespräch Ausdruck gegeben, das zuerst in der zehnten Folge der Blätter für die Kunst 1914, öffentlich erst im Neuen Reich 1928, erschienen und das überschrieben ist: «Der Mensch und der Drud».

«Der Mensch», das ist, wie sich im Gespräch erweist, der Mensch, wie der Dichter in seiner Zeit ihn vorfand, der im Fortschrittswahn befangene, der auf seine technischen Errungenschaften stolze Mensch, wie er seit dem Beginn der Neuzeit immer einseitiger sich entwickelt hat. Und der Drud, im Mittelhochdeutschen ein der Fruchtbarkeit Schaden bringender Dämon, ein dämonisches, vornehmlich weibliches Wesen, nimmt männliche Gestalt an und gewinnt die Züge, die uns aus der griechischen Welt vertraut sind: mit schiefem Maul, mit buschig krausem, gehörntem Kopf und Ziegenfuß und mit geheimem Wissen begabt, ersteht vor uns der große Pan, er, von dessen Walten das Gedeihen der Herden abhing, dessen sichtbare Begegnung zuweilen ein besonderes Glück, meist aber Unglück verhieß.

An diese antike Vorstellung, daß der Anblick solcher Gottheit Unheil bringt, knüpft das erste Wort des Drud an, das diese ganze Begegnung unter düsteren Aspekt stellt:

Nicht dich noch mich wird freun daß du mich fandst.

Auf seinen Hinweis, daß edles Wild, nach dem der Jagende ausgezogen ist, und der Quell, der ihn auf seinen Streifzügen labte, verschwinden und vertrocknen würde, wenn Wesen von seiner, von

des Drud Art nicht mehr wären, bricht der ganze Hochmut des modernen Menschen hervor:

Du ein weit niedrer lehrst mich? Unser geist
Hat hyder riese drache greif erlegt
Den unfruchtbaren hochwald ausgerodet
Wo sümpfe standen wogt das ährenfeld
Im saftigen grün äst unser zahmes rind
Gehöfte städte blühn und helle gärten
Und forst ist noch genug für hirsch und reh —
Die schätze hoben wir von see und grund
Zum himmel rufen steine unsre siege . . .
Was willst du überbleibsel grauser wildnis?
Das licht die ordnung folgen unsrer spur.

Wir sehen, der Mensch äußert hier keine Spur mehr von jener Ehrfurcht vor der Natur, die das Altertum empfand. Weder Schrekken noch Bewunderung, als wären sie höhere Wesen, flößen ihm die Tiere ein. Auch die Goethische Naturfrommheit, das Bewußtsein von der eignen Gesetzlichkeit der Natur und von der Stufenleiter ihrer Wesen, auf der er selbst heranstieg, ist diesem Menschen fremd. Er sieht in der Natur nur grause Wildnis, aus der erst er Licht und Ordnung und Nützlichkeit hervorgebracht.

Mit schwerem Ernst weist demgegenüber der Drud auf die Grenzen, die dem Walten der Menschheit gesetzt sind und mit deren Ueberrennen der Mensch — wenn er das Band, das ihn mit Tier und Scholle verknüpft, zerrissen hat — in sein Verhängnis rennt. Der Dichter mag hier an die Verstädterung denken, an die Landflucht, die dem Volksganzen jene Kraft raubt, die es nur daraus zieht, daß ein Teil des Volkes mit der Erde verwachsen bleibt. Dem fortschrittsgierigen Geist ist das Wissen um die Bedingtheit jedes Fortschreitens abhanden gekommen: das Wissen um den negativen Pol des Daseins, um die Nacht, aus der das Licht sich erst gebiert, so daß er nicht mehr die Gegensätze begreift, in deren dauernder Polarität das Leben schwingt, und die daher eins zum anderen gehören: das ewige Einerlei und die ewigen Augenblicke, Stoff und Geist, Tod und Leben. Nur da gedeiht der Mensch, wo der zum Licht Strebende das Dunkel, der Ordnende das Chaos, der Lustbegehrende die Qual und der dem Leben Dienende den Tod noch ehrt. Der Mensch merkt auf. Wie darf die Mißgestalt, der Drud, wie darf ein weit Minderer es wagen, ihn, den Menschen, zu belehren. Sind die tiefsinnigen Dinge, die er berührt, nicht Sache der Götter?

Aber auch diese Meinung des Menschen läßt den Drud unberührt.

Was wissen die Menschen von den Göttern, die sich ihnen unvermittelt nie genaht haben! In wessen Hand die Menschen in Wahrheit sind, daß nur er und seinesgleichen das Wachsen der Bäume, das Reifen der Saat in Gang hält, das wissen sie nicht; er aber weiß:

Wo unsere zotte streift nur da kommt milch.

Nicht die List des Menschen nur ist es, die der Erde ihre Früchte abgewinnt, sondern sie, die alles, was ist, aus ihren Kräften ernährt, bringt hervor und erhält auch ihn selbst und seine Erfindungskraft. Auch die Kraft des menschlichen Geistes nährt sich nur aus den dunklen Kräften, die die Erde hergibt. In ihr Walten ist er einbezogen, so daß er da, wo er jene Kräfte tilgt, sich selber mit vertilgt. Als einen Trick lauscht er ihre Wirkungsweise ihr ab und bricht damit ein in das Gehege ihres in Millionen von Jahren aufeinander abgestimmten Waltens. Er erschüttert einen Kosmos und bringt damit sich selber in Gefahr, von dem hereinbrechenden Chaos verschlungen zu werden:

Nur durch den zauber bleibt das leben wach.

Wir dürfen bei diesem Wort nicht an Zauberei denken, nicht an jene alte Magie und moderne Technik, durch welche der Mensch die geheimen Kräfte der Natur nach eigenem Willen zu lenken sucht, sondern als Zauber sieht der Dichter das geheimnisvolle Walten der Naturkräfte selbst, die das wundersame Ganze des All-Lebens hervorbringen.

George hat dem tiefen Grauen, das ihn vor der technischen Entwicklung der Menschheit erfüllt, noch einmal, anderthalb Jahrzehnte später, Ausdruck und hier auch eine Art Antwort auf die schwer ihn bedrängende Frage gegeben, im «Geheimen Deutschland»:

Wo unersättliche gierde
Von dem pol bis zum gleicher
Schon jeden zoll breit bestapft hat
Mit unerbittlicher grelle
Ohne scham überblitzend
Alle poren der Welt:

Wo hinter maaßloser wände
Häßlichen zellen ein irrsinn
Grad erfand was schon morgen
Weitste weite vergiftet
Bis in wüsten die reitschar
Bis in jurten den senn:

Wo nicht mehr . rauher obhut
Säugt in steiniger waldschlucht
Zwillingsbrüder die wölfin
Wo nicht . den riesen ernährend .
Wilde inseln mehr grünen
Noch ein jungfrauen-land:

Da in den äußersten nöten
Sannen die Untern voll sorge
Holten die Himmlischen gnädig
Ihr lezt geheimnis . . . sie wandten
Stoffes gesetze und schufen
Neuen raum in den raum . . .

Es ist der Gedanke von der hemmungslosen Nutzsucht der Menschen, den George hier in nur noch schärferer Form ausspricht. Er nennt die Erfindungen, die hinter maßloser Wände häßlichen Zellen, in den Laboratorien, gemacht werden, die, nur auf einen einzigen Zweck hin eingerichtet, die eng nur auf diesen Zweck ausgerichtete Gehirnarbeit verraten, Irrsinn. Denn welchen Sinn haben die Großtaten moderner Technik, was ist der Inhalt unserer vielgepriesenen Errungenschaften? Wie Kinder an einem Spielzeug, so erfreuen sich moderne Menschen an der erstaunlichen Schnelligkeit, mit der sie überall hingelangen können. Sie fragen nicht, welchen Sinn dies alles habe, und was sie dazu berechtigt. Sie erfinden Mittel, um über den ganzen Erdkreis hin im Augenblick sich Mitteilungen machen zu können, und andere, um Mitteilungen wiederum zu stören. Sie vernichten sinnvolle Grenzen, um sinnlose neu zu errichten. Sie suchen der Menschheit Arbeit zu ersparen, um verzweifelt vor dem Problem der Arbeitslosigkeit zu stehen. Durch allzu große Bequemlichkeit und Sicherung des Daseins schalten sie jede natürliche Auslese des lebenstüchtigen Lebens aus und sind so in den Zirkel gebannt von wachsendem Reichtum und wachsendem Elend, steigender Fürsorge und steigender Gier.

Beachten wir wohl: zur rechten Weile, so hatte der Drud zum Menschen gesagt, ist dein Walten gut. Und auch hier, im Geheimen Deutschland, ist nicht etwa in muckerischer Angst vor der menschlichen Vernunft die Erfindungskraft des Menschen selbst getadelt, nur die unersättliche Gierde, die sie antreibt, und die ihr den Weg weist, nur der Wahn, die unvernünftigen Ziele, die sie sich setzt, und die Hemmungslosigkeit, mit der sie sie verfolgt, wird vom Dichter verurteilt, eben dies also, was unser Zeitalter der Technik vor anderen Zeiten, die ja großer technischer Leistungen keineswegs

ermangelten, unterscheidet. Bei aller Scheu vor der Gäa war es auch bei den Griechen nicht so, daß sie eine ihren Lebensbereich erweiternde Erfindung von sich gewiesen, daß sie nicht auch stolz auf die Macht gewesen wären, die sie über die Natur errungen hatten. In dem berühmten Chorlied der Antigone besingt Sophokles die Erfindung des Schiffes, die Bebauung des Bodens, die Bändigung des Rindes und des Rosses, die Jagd auf wilde Tiere, Vogel- und Fischfang, die Erfindung der Sprache, Staatsgründung und Häuserbau, endlich auch die Abwehr der Krankheiten, als Wunderwerke des Menschen. Dem Tode aber, so heißt es am Schluß, kann er nicht entfliehen, und es folgt die Warnung: nur wer die Gesetze der Erde im Gleichgewicht mit dem beschworenen Recht der Götter hält, dessen Staat ist blühend; zugrunde aber geht, wer frevelnd über das Maß hinausgeht, dem bei all seinen Erfindungen das Schöne nicht beiwohnt.

Worin dieses Maß und das Schöne, dessen Sophokles hier gedenkt, besteht, dessen ist die ganze griechische Kultur Zeuge, die wie ein einziger großer Protest erscheinen kann gegen die moderne Auffassung, daß das Wichtigste für den Menschen seine materielle Wohlfahrt, und daß für technische Hervorbringungen keine andere Grenze gesetzt sei als technische Möglichkeiten[2]. Konnte man in der alten Welt von der praktisch wünschbaren Ablenkung eines Flusses Abstand nehmen, damit der Fluß nicht zürne, so gehen moderne Menschen im Rasen des Fortschrittswahns sogar über ihren eigenen Zorn, über die eigensten Bedürfnisse von Seele, Auge und Ohr hinweg. Daß die Maschine, die dem Menschen dienen soll, den Menschen selbst zur Maschine macht, indem sie ihn von seinem Werke trennt und ihm eigne Erfindungskraft und Geschicklichkeit anzuwenden nicht erlaubt, daß die Gewöhnung an sie, die in ihrem Gebrauch keine menschliche Rücksicht verlangt, die Seelen an Härte und Brutalität gewöhnt und in den Bequemlichkeiten, die sie ermöglicht, den Geist der Milde und der Gerechtigkeit erstickt, die prinzipielle Unvereinbarkeit daher der technischen mit einer geistig-kulturellen Welt, war und ist nirgends erkannt, die Bereitschaft zu einer neuen Wahl zwischen der einen und der anderen auch bei den erleuchtetsten Geistern der Zeit nirgends vorhanden[3]. Auf Kosten alles Edlen und Schönen wird

[2] Vgl. über die Erfindungen, die die Griechen gemacht, bewußt aber nicht angewandt haben: A. E. Zimmern, The Greek Commonwealth, 1924, und Gina Lombroso, Ueber die Ursache des Fehlens der maschinellen Betriebe im Altertum, in: Archiv für Sozialpolitik, 1914, Tübingen.

[3] Wir dürfen heute als einen, der die besagte Unvereinbarkeit durchschaut und in der satirischen Utopia «Brave New World» (1930) dargestellt hat, Aldous Huxley nennen.

eine berechnende Kraft großgezüchtet, und alle tieferen Kräfte werden zu deren Gunsten ausgebeutet.

Mit diesem Irrsinn nun wird nicht nur eine Stadt einmal oder ein Land beglückt, sondern in «weitste Weiten», zu Völkern, die unter himmelweit verschiedenen einfacheren Sitten noch leben, wird derselbe Wahnsinn zwangsläufig verbreitet. Der Dichter malt diese Ausbreitung des Irrsinns eindrücklich, indem er Wohnstätten uns kaum bekannter Volksstämme und die primitivsten Beschäftigungen nennt: «bis in Jurten den Senn».

Diese Ausbreitung des Irrsinns, in den die Menschheit an einem Ort der Welt hineingeraten, über die ganze Welt hin, bereitet dem Dichter die tiefste Sorge. Muß nicht irgendwo noch, soll nicht alles zu Ende gehen, das sein, worauf auch der Drud hingewiesen hatte, Zauber, durch den das Leben wach bleibt, Erden, die in dumpfer Urnacht atmen, Jungfrauenland, von dem eine Erneurung ausgehen könnte?

Einst lag ich am südmeer
Tief-vergrämt wie der Vorfahr
Auf geplattetem fels
Als mich der Mittagschreck
Vorbrechend durchs ölgebüsch
Anstieß mit dem tierfuß.

Aehnlich wie in dem Gespräch mit dem Drud erscheint ihm auch hier eine Verkörperung der Unteren, der Erdkräfte, nicht mit Namen, aber nach einer den Alten geläufigen Erscheinungsweise des Pan, dem die Mittagsstunde geweiht ist, Mittagschreck genannt. Durch ihn angestoßen, entdeckt der Dichter nun mit dem geschärfteren Auge in der eignen Heimat den gesuchten ursprünglichen Boden, «schlummernder Fülle Schoß». Denn hier in der Heimat, so erinnert er sich, hat er Menschen gefunden, die, ohne Nutzsucht und ohne Lebensgier, an Größe noch glaubten und ihr Leben — und mehr als ihr Leben: Glanz und Ruhm — zum Opfer brachten, Menschen, wie er sie auch schon in einem Gedicht des Siebenten Rings, in «Pente Pigadia» gepriesen hatte:

froh daß des gottes volle
Die für das wort und die gestalt verscheiden
Die kalte erde immer noch gebiert.

Es sind sieben Menschen, an die der Dichter denkt, deren Wesen, Sinnen und Trachten so ganz der Sphäre der höchsten menschlichen Werte hingegeben ist, daß sie darüber nicht nur das Nützliche, daß

sie sogar das Natürliche und das allgemein Menschliche opfern: einer ist da, der die Olympischen zu schauen meinte und, überwältigt, sich in die Fluten stürzt; ein Dämon ist da, der, von den Prächten des versunkenen Rom erfüllt, den Untergang der eignen Zeit herbeiwünscht; da ist ein Jüngling höchster geistiger wie leiblicher Schöne, der im Augenblick seines vollen Blühens zu Gott einzugehen inbrünstig betet; einer ist da, der sein Lautenspiel zerbricht, «geduckt die Stirn für den Lorbeer bestimmt», und einer, der im Halt eines Gefährten seine eigne Kraft verzehrt hat; und endlich nennt der Dichter auch die kritischen Zweifler und Alleswisser, die dennoch, die Grenze des Wißbaren ehrend, vor dem Wunder verstummen.

Man sieht, es ist weder ein religiöser Glaube noch die Herrschaft einer privilegierten Rasse, welche den Fluch, unter dem die heutige Menschheit liegt, für den Dichter löst. Seltsamste aller Vorstellungen: die Heilung jener äußersten Nöte, die den Drud verdüsterten und über den in dem späteren Gedicht die Oberen und Unteren sannen, liegt ihm in der Existenz von ein paar vereinzelten Menschen und von solchen, die sich nicht einmal durch Taten hervortun. Es sind sämtlich Abseitsstehende, in denen aber der Atem des Geistes und der Geist des Opfers weht. Vielleicht wollte der Dichter hiermit auf das Wesen echter Tugend hindeuten, die immer etwas vom Geist des Opfers und von der Kraft des Verzichtes erfordert, vielleicht auch darauf, daß eine verruchte Zeit solchen Kräften nicht mehr gestattet, in ihr sich auszuwirken, so daß sie nur am Rande der Zeit überhaupt noch existieren können, wodurch freilich ihr Zeugnis, das sie von höherem Menschtum ablegen, um so schwerer wiegt.

Diese sieben Gestalten sind dem Dichter noch vor dem ersten Weltkrieg in dem industriell wie politisch damals machtvoll sich entfaltenden Deutschland begegnet. Nicht aber dieses offne, nur das geheime Deutschland, das ihm in jenen sieben Gestalten sich offenbarte, hat ihm den Glauben, daß die Welt noch nicht gänzlich dem Untergang verfallen sei, wiedergegeben. Wünsche und Gedanken der Menschen sind nach seiner Auffassung die Ursachen, die der realen Welt ihr Gesicht geben. Wenn daher das Sinnen und Trachten der Menschen sich einmal wieder wandelt und wieder ähnlich wird dem dieser sieben, dann würde jenes Schicksal aufgehalten werden, dessen Herannahen schon Geister wie Goethe, Delacroix, Baudelaire mit Schrecken gesehen und das die Blätter für die Kunst im Jahre 1910 zu fragen veranlaßt hatte: «Stehen wir vorm Untergang des bis heute gültigen Menschtumes, des tragischen, des heldisch gehobenen Menschtumes?»